

HEYNE <

DAS BUCH

Wir schreiben das Jahr 1340 Neuer Galaktischer Zeitrechnung. Eine ungeheure Gefahr bedroht Hunderte von Welten. Die Planeten sind vom Ara-Toxin befallen, eine Waffe, wie sie die Völker der Galaxis noch nie gesehen haben. Das Planetengift verwandelt bewohnte Himmelskörper in Sternenmonstren: in Mobys.

Perry Rhodan und Julian Tifflor sowie ihre Begleiterin Zhanauta Filgris versuchen verzweifelt, an ein Gegenmittel zu gelangen. Dabei besteht keinerlei Aussicht, dass die Forschungsabteilungen der Liga Freier Terraner, der Aras oder der Arkoniden in absehbarer Zeit ein solches Mittel entwickeln können. Die einzige Hoffnung liegt darin, den oder die Urheber der sich anbahnenden Katastrophe zu stellen. Von diesem muss das Gegenmittel erzwungen werden – wenn es denn überhaupt existiert!

Mit dem Gestaltwandler Synuit hatten Perry Rhodan und seine Begleiter bislang einen ebenso unberechenbaren wie skrupellosen Widersacher. Aber wer hinter dem Gestaltwandler steht, muss unvergleichlich mächtiger sein. So läuft alles auf die finale Konfrontation Rhodans mit einem Gegner zu, der wie aus den dunkelsten Albträumen der Vergangenheit auferstanden scheint. Das Schicksal ganzer Sternreiche wird sich in dieser Konfrontation entscheiden – und zum Ort der Entscheidung wird »Der Unlichtplanet«.

DER AUTOR

Michael Marcus Thurner, geboren 1963, veröffentlichte erste Romane im Rahmen der PERRY RHODAN-Fan-Edition, bevor er im Jahr 2002 als Stammautor in die ATLAN-Serie einstieg. Seit Anfang 2005 schreibt Thurner als festes Mitglied im PERRY RHODAN-Team. Der Autor lebt und arbeitet in Wien.

Perry Rhodan

ARA-TOXIN

MICHAEL MARCUS THURNER

DER UNLICHTPLANET

Roman

Perry Rhodan » Ara-Toxin 6

Mit Bonusmaterial:

**Über Albertus Magnus, seinen Roboter
und einige damit zusammenhängende
Gegenstände und Personen**

von Claudia E. Kraszkiewicz

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavic, Schweden.

Originalausgabe 04/08

Redaktion » Hartmut Kasper

Lektorat » Sascha Mamczak

Copyright © 2008 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt

Copyright © 2008 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

www.heyne.de

Printed in Germany 2008

Umschlagbild » Dirk Schulz

Umschlaggestaltung » Nele Schütz Design, München

Satz » C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung » GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52391-3



PERRY RHODAN

»Nein!«, schrie er und stürzte auf Julian Tiffloor zu.

Er fing den Taumelnden auf, ächzte unter dem Gewicht seines Freundes und ließ ihn dann so sanft wie möglich zu Boden gleiten.

Tiff war tot.

Die Frau, die sein Freund zu lieben geglaubt hatte, war zu seiner Mörderin geworden.

Rhodan starrte Zhana an. Sie senkte die Hand und ließ die Strahlwaffe achtlos zu Boden fallen. Ihr Blick wirkte wie verschleiert. Verwirrung zeigte sich darin, Verzweiflung, Trauer.

Angst.

Perry Rhodan, der Sofortumschalter, war zu keiner Regung fähig. Vor ihm lag einer seiner ältesten Wegbegleiter.

Ein Unsterblicher. Sein Körper wirkte seltsam verdreht, die Überraschung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Blut sickerte unter seinem Rücken hervor, verteilte sich über dem makellos sauberen Boden. Mehrere Androiden liefen herbei; sie wollten wohl die Unordnung beseitigen.

Ihr Herr hieß sie warten. Leise schnurrend kamen sie neben dem Toten zum Stillstand.

Rhodan sank auf die Knie, strich Tifflor eine der aschblonden Haarsträhnen aus dem Gesicht und schloss ihm die Augen.

Er weinte. Ohne dass er es verhindern konnte, flossen die Tränen.

Wie hatte es jemals so weit kommen können?



DER WANDERER: GEGENWART

»Töte mich! Töte mich!«, schrien die Ulkulenen.

Er tat ihnen den Gefallen, zerstampfte sie im Vorbeigehen mit den nackten Füßen und gestattete den Kristallpflanzen derart den Übergang in ihren nächsten Lebenszyklus.

Er marschierte weiter und summt eine wehmütige Melodie.

Sie war alt, uralte. Der Text war ihm entfallen. Vielleicht handelte er von Freiheit, Verrat oder der unmöglichen Liebe zu einer Androidin – er wusste es nicht mehr, und das machte ihn traurig. Irgendwann hatte er die Noten und Kadenzen von einem positronischen Musenkasten speichern lassen, um nicht auch noch ihrer verlustig zu gehen. Denn sie erinnerte ihn an die Jugend seines Lebens. An die Zeit, da er noch nicht ausgewachsen, noch nicht ausgebildet, noch nicht das Monster gewesen war, das er heute verkörperte.

Er stützte sich auf den grünen Stock, den er gar nicht brauchte und der ihm dennoch Halt gab. Das positronisch gesteuerte Wunderwerk sandte sanfte elektrische Impulsfolgen aus, die ihn stimulierten, und

von Zeit zu Zeit hustete es Bilderwolken aus, die sich vor seinen Augen verfestigten und willkürlich künstlerische Szenen zeigten. Zerebralprojektionen sterbender Ingus-Wale, Leidenspassionen eines kontossimischen Flagellanten, eine Auswahl der schönsten Szenen des lange in Vergessenheit geratenen Halsballs, oder aber auch die Geburtsspuckung einer cerimischen Molekularwolke, die gegen das Zybische Sternentor brandete.

Namen. Flecken. Erinnerungsschlieren aus früheren Zeiten; nur noch bei ihm und bei niemandem sonst abgespeichert. Wenn er einstmals starb, würden diese Fragmente eines langen, langen Lebens endgültig aus diesem Universum verschwunden sein.

Er durchwanderte die Szenen, und sie zerstoben an seinem Körper, um in bedauernd jammernden Bildfunken zu Boden zu sinken. Sie glitzerten in winzigen Explosionen auf, während sie vergingen.

Er seufzte und befahl dem Stock zu schweigen. Genug gesehen, genug gehört, genug gespürt. Erinnerungen wirkten hinterlistig. Sie machten alten Schmerz wieder spürbar, brachten Dinge zurück, die vergessen bleiben sollten. In kleinen Dosen genossen, gaben sie ihm Erleichterung. In großen Mengen zerstörten sie.

Ein Robot folgte dem Wink seiner Hand und goss die Blumenbeete entlang des Weges, der sich, keinem bestimmten Muster folgend, durch das Land wand. Manche der Pflanzen bedankten sich höflich bei ihm, andere nickten ihm ehrerbietig zu. Die meisten jedoch blieben stumm. Ihr Bewusstseinsfunke war nicht stark genug ausgeprägt; trotz all der spielerischen Experimente, die er mit ihnen angestellt hatte.

Die Grenze war erreicht. Er durchdrang sie mühelos, befand sich mit einem Mal außerhalb des Kerns seines Herrschaftsgebietes.

Es war müßig, über Unterschiede zwischen der Welt da draußen und jener da drinnen nachzudenken. Er sah kaum Unterschiede. Auf dem gesamten Unlichtplaneten diente ihm alles. Die Grenze stellte lediglich eine willkürlich gezogene Markierung in seinem Sicherheitsbedürfnis dar, das er sich über all die Jahre bewahrt hatte.

Paranoia!, fuhr es ihm durch den Kopf, und lächelnd konzentrierte er sich auf den Gedanken, der ihn lange Zeit beherrscht hatte. Doch das Konzept dahinter, sein Wunsch nach Macht und darum, sie unter allen Umständen auszuweiten, verflüchtigte sich sofort wieder. Heute war nicht der passende Tag für Schwermut. Auch nicht für Hass, für Strategie oder Gier.

Heute war der Tag der Leichtigkeit. Die Zeit der Ernte, außerordentlich geeignet für jenen Moment der Reflektion, nach dem er sich schon seit Langem sehnte.

Hügel auf, hügel ab trabte er. Der Stock hielt sich zurück. Er passte sich seiner Gemütslage mit einer Perfektion an, die er ihm anerzogen hatte.

Eine Kuppe war erreicht. Dahinter bot sich jener Ausblick, den er gewünscht und den dienstbare mechanische Helfer für ihn geschaffen hatten.

Die Gegend war karg, geradezu öde. Da und dort sprossen wundersame Pflanzen, leuchteten wie Edelsteine inmitten eines Kohlehaufens.

»Schönheit offenbart sich nur dann, wenn sie ausreichend präsentiert wird«, sagte er sich und wunderte sich im selben Moment über diese philosophischen An-

wandlungen, die ihn stets dann überkamen, wenn der Fruchtfall des Sechzehnten Yakuva-Baumes bevorstand.

Es durfte nicht der Fünfzehnte und keinesfalls der Siebzehnte sein, dessen Ernte er beiwohnte. Die beiden trugen morsche, kaum lebensfähige Früchte. Sie plumpsten auf die Erde, leuchteten für einen Moment auf und vergingen. Die des Sechzehnten hingegen ... nun, sie waren etwas ganz Besonderes. Sie gaben ihm mehr Erleichterung als jene Memokriecher, die in seiner Heimstätte auf ihn warteten.

Roboter, die er sonst stets um sich geschart hatte, blieben auf sein Räuspern zurück. Der Stock wies ihm den Weg. Ruhig und sachlich tat er es, ganz entgegen der Programmierung der letzten Tage.

Seine Ungeduld wuchs. Er befahl dem Rasen unter seinen Füßen, ihn schneller zu tragen, ihn über sorgsam eingimpfte Beschleunigungslamellen zum Ziel zu bringen.

Er sinnierte über einen Namen, der zu diesen Stunden der Erholung passte. Er hatte so viele verwendet. Manche waren über Epochen hinweg mit seiner Identität verschmolzen, andere waren nichts als vorbeihuschende Schatten im Lauf der Zeit gewesen.

Sollte er sich selbst gegenüber die Wahrheit bekennen? Seine ureigenen Namen annehmen?

Ja. Eine gute Idee. Dies würde ihm vielleicht den Hauch von ... Unschuld zurückgeben, die er vor langer, langer Zeit einmal gehabt hatte.

Heute würde er Aset-Radol sein.

Landschaften endeten, andere begannen. Feinst abgestimmtes Sonnenlicht sorgte für ein angenehmes, prickelndes Hitzegefühl auf seiner Haut.

Aset-Radol hieß dem Rasen, die Geschwindigkeit zu verringern. Zwillingssäumchen umarmten einander mit paarungswilliger Bereitschaft. Das knorrige Lechzen war Ausdruck ihrer Wollust. Sie spürten die Präsenz des Sechzehnten Yakuva-Baumes, und sie freuten sich mit ihm über dessen Knospung.

Er beobachtete eine Zeit lang die beiden Säumchen. Sie berührten einander, fuhren sich mit Blätterbüscheln über die sorgsam versteckten Schambereiche und flüsterten Liebesbekundungen, die sich mit dem Seufzen des Windes gleich darauf wieder verloren.

Der Augenblick brach. Ja. Er brach. Wie ein dürrer, toter Ast im Sturm. Die Wirkung des Yakuva-Baums ging verloren. Der Wind hatte sich gedreht.

Neuerlich fühlte sich Aset-Radol von innerer Unruhe und Sehnsucht gepackt. Er beendete den Rasentransport und schritt nun wieder selbst aus. Seine freie Hand streichelte über hoch stehende, noch niemals von einer Erntemaschine gepackte Gräser. Er fasste nach einer türkisch schimmernden Ähre, ließ vom Stock ihre innere Zusammensetzung überprüfen und schob sie sich dann zwischen die Zähne.

Neben einem fröhlich sprudelnden Bach ging es forsch bergauf. Aset-Radol machte mit wachsender Vorfreude Schritt um Schritt. Er meinte, das aufgeregte Geschnatter des Yakuva-Baums bereits hören zu können. Er befand sich wahrscheinlich in der nächsten Niederung. Aset-Radol hatte seine mechanischen Beobachter angewiesen, den Baum niemals zu beobachten und ihm jegliche Freiheit zu lassen. Er war äußerst labil; er warf nur dann Früchte, wenn er mit sich und seiner Umwelt zufrieden war.

Die Kuppe war erreicht. Drei Felsen lagen da, ineinander verknäult und verschmolzen. Hatte er ihnen irgendwann Leben eingehaucht und beobachtet, was sie miteinander anfangen? Ob sie, ähnlich wie er, mit ihrer Langlebigkeit zu kämpfen hatten? Aset-Radol wusste es nicht mehr.

Da war der Yakuva-Baum.

An der schmalsten Stelle des tief eingekerbten Tals hatte er seine Wurzeln geschlagen. Er überdeckte alles in seiner Umgebung. Bei aller Freundlichkeit, die von ihm ausging, wirkte er aufgrund seiner Größe doch auch zerstörerisch auf das, was in seinem Umfeld zu gedeihen versuchte. Sonnenstrahlen fächerten über seinen Wipfel hinweg, der eifrig pumpende Stamm lag im tiefen Schatten. Er sog Wasser aus dem nahen Gewässer, das hier den Kräften der Schwerkraft nicht gehorchte. Es floss hügelan und hügelab; so, wie es die andromorphen Landschaftswärter auf seinen Wunsch hin irgendwann festgelegt hatten.

Aset-Radol atmete tief ein, bevor er den Abstieg begann. Mit sicherem Tritt und ohne Hilfe des Stocks glitt er hinab. Da und dort riss er ein Büschel Gras aus. Dresierte Käfer würden die Narben binnen kurzer Zeit repariert haben – wenn er es denn wollte.

Nun, diese Entscheidung würde er morgen treffen. Nach seiner Rückkehr.

Je weiter er hinabstieg, desto kühler wurde es. Der Schatten des Yakuva-Baums erzeugte eine besondere Kälte, die man angesichts dieses wundersamen Geschöpfes nicht erwartete. Keuchend langte er in der Kerbe des Tals an. Die viele Bewegung war ungewohnt, und deshalb umso ... schöner für Aset-Radol. Er fühlte sich wohl.

Er beugte sich hinab, schöpfte Wasser und trank in ruhigen Schlucken.

Es schmeckte köstlich.

Sein Spiegelbild war nichtssagend. Es zeigte einen Mann, nicht jung, nicht alt, mit leuchtend blauen Augen, hoher Stirn und einem schmalen, spröden Mund. Eine Narbe zog sich quer über die rechte Wange. Er wusste nicht, woher er sie hatte, ob sie künstlich oder tatsächlich zugefügt war.

Was spielte es schon für eine Rolle, wie er aussah? Das körperliche Bewusstsein hatte er längst abgelegt, profane Dinge wie Eitelkeit, Scham oder Dünkel waren ihm fremd.

Aset-Radol richtete sich auf und wandte sich endlich dem Baum zu. Ein angenehmer Schauer rann ihm über den Rücken. Er ließ es geschehen, einfach so. Beherrschung schien ihm hier, an diesem heiligen Ort, überaus falsch.

»Du kennst mich?«, fragte er leise und mit einem Anflug von Besorgnis. Seine Stimme hatte, wie er interessiert feststellte, einen vollen, dunklen Klang. Sie spiegelte nicht jene Angst wider, die er plötzlich empfand.

Keine Antwort.

»Ich war bereits zur letzten Erntezeit bei dir. Bei der davor, und auch im Jahr zuvor.« Ihm schauderte. Sollte erneut passieren, was ihm vor vier Jahren geschehen war, als ihn der Yakuva-Baum vertrieben und ihn nicht für würdig empfunden hatte, dem Augenblick des Fruchtfalls beizuwohnen?

Ein Ast neigte sich zu ihm herab. Prallvolle Fruchtezapfen streichelten über sein Gesicht. Er konnte das beginnende Leben darin spüren.

Die Prüfung dauerte wenige Augenblicke. Dann zog sich der Ast würdevoll zurück. Seine silberglänzenden Blätter klingelten etwas, das eine Melodie sein mochte.

Der Baum akzeptierte ihn. Er durfte näher treten, sich im Schatten des borkigen Stammes einen Platz suchen, um von dort aus den Fruchtfall mitzuerleben.

Er war ein geselliger Baum. Einer, dem auch der Humor nicht fehlte und der sich über jede Hilfe zur Erntezeit freute. Und helfen – das wollte Aset-Radol in der Tat. Denn die Gegenleistung war mehr als lohnend.

Er deaktivierte den Stock und legte ihn bedächtig zu Boden. Der positronische Wundergeist darin seufzte leise, fast ein wenig empört. Aset-Radol ignorierte die angedeutete Kritik seines Helfers. Metallische Gerätschaften, hyperenergetische Impulswellen und künstlich erschaffenes Leben hatten an diesem sakrosankten Ort nichts zu suchen.

Er stellte die Schuhe sorgfältig beiseite und zog Hemd, Hose und Unterwäsche aus. Lediglich den Schmuck, den er um Stirn, Hals und die Arme trug, behielt er am Körper. So wie immer. Nacktheit erzeugte keinerlei Schamgefühl in ihm. Doch der glitzernde Tand, wertvolle und wertlose Stücke, erzeugten ein beruhigendes Gefühl.

Der Boden war trotz des Schattens überraschend warm. Aset-Radol tastete über die dunkle Erde und suchte nach einer geeigneten Stelle, an der er sich ausbreiten konnte.

Da! Unter seinen Fingern spürte er das Pulsieren einer besonders starken Wurzel. Sie pumpte unablässig Wasser in den Stamm, von dort weiter in das weitläufig vernetzte System der Äste, der Blätter und des zuckenden Fruchtfleisches.

Er legte sich auf den Rücken und streckte die Arme weit aus. Augenblicklich machten sich Hunderte, Tausende von Insekten über seinen Körper her. Sie zwickten und zwackten, wollten das ungewohnte Hindernis vertreiben. Aset-Radol kümmerte sich nicht darum, und irgendwann gaben die Tierchen auf. Sie akzeptierten ihn als das, was er momentan war. Ein lebender Stein, der sich an der Nähe des wundersamsten Geschöpfes labte, das er kannte.

Ein Knall tönte von der Rückseite des Baums. Er klang dezent, hohl ... und wunderschön.

Der Fruchtfall hatte begonnen.

Aset-Radol durchwühlte die lehmige Erde. Er fühlte die sich steigernde Erregung des Yakuva-Baums, die Anzeichen erheblicher Anstrengung und die freudige Erwartung, die vom komplizierten Geflecht dieses Mischwesens getragen wurde, vom winzigsten Wurzelfaden bis hinauf zur Spitze des Giganten. Der Baum genoss seinen Fruchtfall und ließ Aset-Radol seine Glücksgefühle spüren.

Eine zweite Geburtsschote platzte. Ein erschrockenes Piepsen folgte, irgendwo hoch oben, im Laubwerk des Baumes verborgen.

Rascheln. Gepolter. Das Knacken eines dünnen Astes. Ein weiterer Laut, der Furcht ausdrücken mochte. Dann plumpste die Frucht wenige Meter neben Aset-Radol zu Boden.

Er drehte sich zur Seite und blickte auf das seltsame Geschöpf. Es ähnelte einer Wurzel mit ineinander verschlungenen Strängen. Aus dem breiten Kopfteil ragten widerstandsfähige grüne Grashaare; darunter befand

den sich rudimentäre Sinnesorgane, hinter einem orangem Facetten-Geflecht verborgen. Dünne Fäden an der Unterseite des kleinen Leibs zuckten hilflos durch die Luft, bis sie mit der Erde in Berührung kamen und sich in den Untergrund bohrten. Ein wohliges Grunzen erklang, von keinen sichtbaren Sprechinstrumenten erzeugt. Die Yakuva-Früchte hatten keinen Mund, keinen Gaumen, keine Zungen, keine Lungen. Sie erzeugten *Sprache*, indem sie die feinen Körperfasern und -stränge gegeneinanderrieben. Und sie würden rasch lernen, sich gedanklich mitzuteilen.

»Wie geht es dir, mein Freund?«, fragte Aset-Radol. Er stützte das Kinn auf beide Hände. »Wie war deine Geburt?«

Die Frucht kicherte. Ihr schmaler Körper zitterte heftig. Vorsichtig richtete sie das dünne Blattgewirr, das ihren »Kopf« zierte, nach ihm aus. Nach einigen Augenblicken des Überlegens traute sie sich näher an Aset-Radol heran. Mit staksigen Schritten schob sie den Wurzelkörper auf ihn zu und wühlte sich eine Armlänge von ihm entfernt neuerlich ins Erdreich.

»Du bist ein ganz Neugieriger, nicht wahr?« Er lächelte. »Die Frühchen deines Stammbaums sind immer besonders aufgeweckt; das lehrt mich die Erfahrung. Schoten, die erst später platzen, bleiben scheu und in sich gekehrt, aber nichtsdestotrotz freundlich.«

Plop. Plop. Plop.

Eine ganze Serie von Knallen ertönte nun; ein halbes Dutzend weiterer Früchte purzelte aus dem Wipfel des Yakuva-Baums herab. Manche von ihnen wirkten erschrocken, andere verärgert darüber, dass sie die schützende Schotenhaut verlassen mussten. Sie hatten ihre

Individualität längst entwickelt; genährt durch die Träume, die ihnen ihr Elter während des langen Reifeprozesses vermittelt hatte.

»Kommt zu mir, meine Kleinen!«, sagte Aset-Radol mit möglichst ruhiger Stimme. »Ich füttere euch ...«

Sie waren einfache, einfältige Geschöpfe. Solche, die in den Tag hinein lebten und nicht besonders viel Wert auf tiefeschürfende Gespräche legten. Aber sie besaßen Qualitäten, die er sonst nirgendwo zuvor gefunden und erlebt hatte.

Im Sekundentakt platzten nun die reifen Schoten. Dutzende, Hunderte Früchte regneten herab. Vereinzeltes Kichern wurde zu einem Chor einander in der Lautstärke übertönender ... Kinder.

Ja. Kinder waren sie alle mitsamt. Unbedarfte, naive Wesen, die noch nichts von der Welt ringsum wussten. Ihre Köpfe waren leer ...

... und sie lechzten danach, sich Wissen anzueignen. Ihrem kurzen, kurzen Zwischenleben als Suchwurzel einen Sinn zu geben und die Erfahrungen, die andere mit ihnen zu teilen bereit waren, zu den ihren zu machen.

Aset-Radol wartete bereitwillig, bis der letzte Knall verklungen, das letzte Schotenkind zu Boden geplumpst war und sich in seiner unmittelbaren Nähe verwurzelt hatte. Da saßen sie: die feinen, erdigen Körperhärchen erwartungsvoll auf ihn ausgerichtet, mit wie aus Holz gemaserten Facettenaugen, in denen keine Gefühlsregung zu erkennen war.

Was sollte er ihnen dieses Jahr erzählen? Was würde die Kleinen interessieren und sie so lange wie möglich an ihn binden, bevor sie aufbrachen und versuchten, sich woanders eine neue Heimstätte zu suchen? Eines oder

zwei der Schotenkinder dieser Ernte würden es schaffen, irgendwo Wurzeln zu schlagen. Ein Zweiundvierzigster Yakuva mochte entstehen, vielleicht sogar ein Dreiundvierzigster. Sie brauchten ein ausreichendes Rüstzeug an Gedanken und Ideen, um die harte Zeit des Heranwachsens und späterer Elternschaft zu meistern.

Aset-Radol massierte seine Schläfen und dachte nach. Trotz des häufigen Einsatzes der Memokriecher verbargen sich unendlich viele Geschichten in seinem Kopf. Manche waren wahr, andere entsprangen seiner Fantasie oder einem reichhaltigen Fundus an Erzählungen, die er selbst irgendwann zugetragen bekommen hatte.

Und dann war da noch ... seine Lebensgeschichte. Sie begann in ferner Vergangenheit, und sie war noch nicht zu Ende geschrieben. Sie hatte Tiefgang und Schwere, und sie beinhaltete alle Ingredienzien, die den Yakuva-Schoten auf ihrem künftigen Weg hilfreich sein würde.

Aset-Radol sammelte seine Gedanken und bemühte sich, sie in eine Form zu bringen. Es fiel ihm schwer, die passende Struktur zu schaffen. Dinge, die in der Gegenwart geschahen, ließen andere, die vor langer Zeit geschehen waren, in neuem Licht erscheinen. Pläne, die er irgendwann gehegt hatte, entfalteten sich erst jetzt oder in der Zukunft. Manches erwies sich als Irrtum, anderes als schicksalsbestimmt.

»Es war einmal«, sagte er leise, sich der Aufmerksamkeit der Yakuva-Früchte bewusst, »es war einmal ein Mann namens Aset-Radol, und er führte den Titel Meister der Insel ...«



SAMTSCHARF

Samtscharf wühlte sich durch das Chaos. Er suchte nach seiner Mannschwester. Nach dem einzigen ihm verbliebenen Artgenossen, der ihm Hilfe gewähren konnte.

Er fühlte sich verzweifelt und einsam.

Er verstand nicht, was geschehen war. Er und die anderen Zatytsken hatten die üblichen Handlangerdienste geleistet und wie immer den Spott von Mehandor und Tefrodern geduldig ertragen. Seit dreidreiviertel Generationen arbeiteten sie im Mittelteil der Trümmerbrücke. Als Lohn hatten sie sich Honig und Plastgranulat ausbedungen. Das eine diente als Nahrung, das andere horteten sie in mühsam gebackenen Dungschüsseln, um das Material irgendwann an die Außenhaut der Raumstation zu pflöpfen und mit körpereigenem Transaft zu verfestigen. Sie wollten ihre eigene Stadt errichten. Exterritoriales Gebiet, das ihnen ganz allein gehörte und in dem sie ihre natürlichen Lebensbedingungen vorfanden: Kälte, ganz, ganz dünne Atemluft, geringe Schwerkraft. Nicht so viel Hitze und dicke Luft, die ihre Bewegungen plump und müde erscheinen ließ.

Mochten ihre Arbeitspartner noch so viel höhnen – sie verfolgten dieses Ziel mit aller Verve. Schließlich hatte die Inkarnierte Interpretatorin Vorheriger Generationen davon geträumt. Die Frauschwester, die an Bord des Trümmerstegs den hoch angesehenen Job als Kontrolleurin der Toilettenroboter innehatte, galt als weises Wesen und als letztgültige Instanz, wenn es um Traumdeutung ging.

Samtscharf schob die Erinnerungen an ein Früher, die ihn in einem feinen Gedankenschleier rings um seinen Bohrkopf umschwirrten, mühsam beiseite. Der Traum der Zatytsken war zerbrochen. Die Inkarnierte Interpretatorin Vorheriger Generationen hatte sich geirrt. Sie war tot. Ihr Gedankengespinnst war tot. Sein eigener Familienpool war so gut wie ausgerottet.

»Borkgründ!«, rief er den Namen seiner Mannschwester, »wo wurzelst du?«

Samtscharf stolperte über einen Metallträger, der die Decke durchbrochen hatte und aus der oberen Ebene herabgestürzt war. Es roch nach zerstörter Statik. Der innere Zusammenhang der Station, in der er große Teile seines zweitinkarnierten Lebens zugebracht hatte, drohte zu zerfließen. Energetische Muster stützten die Wände und Decken ab, aber sie schmeckten so schlecht, schlecht, schlecht ...

Einer seiner fragilen Außenstränge weigerte sich, mit ihm gemeinsam weiter zu existieren. Er wollte ausgerechnet jetzt sein eigenes inkarniertes Leben begründen. Er brach sich los und versuchte, inmitten von Schutt und Staub zu geburtswurzeln. Der dumme, dumme Knochen, der ...

Die Station war in drei Teile gesprengt worden. Unglaubliche Schäden waren entstanden. Reparaturen mussten durchgeführt werden, die mehrere Inkarnationsgenerationen in Anspruch nehmen würden. Aber wie sollten die Zatyksen diese Aufgabe erfüllen, wenn er Borkgründ nicht fand? Er brauchte ihn, um notwendige Gebärdung zu entwickeln.

Warum hatten die Tefroder und Mehandor sie nicht davor gewarnt, dass Schlechtgeruch und Zerstörung über die Heimat kommen würde?

Ganz klar: Sie scherten sich nicht um sein Volk. Samtscharf wusste, warum. Für die Zweibeiner waren die Zatyksen krude Gestalten. Kein Geschwester oder Gebruder sah aus wie der andere. Für die Wenigglieder waren sie ein unsortierter Haufen seltsamer Lebewesen. Darüber hinaus vollführten sie uralte, seltsam anmutende Rituale, die ihre Inkarnationen ihnen auftrugen und die auf manche Zweibeiner bedrohlich wirkten. In deren Falschfarben sehenden Augen waren Samtscharf und die anderen Angehörigen seines Volkes billige Kräfte, die die niedrigsten Arbeiten an Bord der Trümmerbrücke erledigten.

Die Zweibeiner hatten kein Interesse am Alten. An den Gestorbenen. Sie vergaßen Vergangenes, sobald es verrottete, und forschten nach Dingen, die vor ihnen lagen. Mit ihren stumpfen Sinnen wollten sie die Zukunft aufspüren und gestalten, anstatt ihr Heil im Wissen der Altvorderen zu finden.

»Borkgründ!«, rief er noch einmal. Er ließ seine langen Forschhände die Wände des Gangs entlanggleiten und suchte nach Lebenszeichen der Mannschwester.

Da! Jenseits des Trümmerfeldes, das sich über die Breite des Gangs auftürmte, hatte er sich verwurzelt

und rang verzweifelt nach dem Festhalten in der Gegenwart.

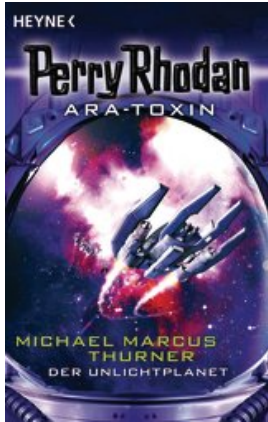
Ein metallstinkendes Tor verwehrte Samtscharf ein Weiterkommen. Es grenzte die Endstücke des sogenannten Trümmerstegs vom Leerraum ab. Die Tefroder mochten die Luftlosigkeit und die Kälte nicht besonders. Sie schützten sich mit dicken Anzügen dagegen und bewegten sich stattdessen äußerst zielgerichtet in der hier herrschenden Atmosphäre. Sie schienen die Dicke der Luft und die unerträgliche Hitze geradezu zu lieben.

Samtscharf suchte nach einem Schalter, mit dem er die Energiemauer deaktivieren konnte. Für alles hier gab es Notschalter. Mechanische Irgendwasse, die man bewegen musste, um etwas zu bewirken. Dabei wusste jedes Neuinkarnierte seines Volkes, dass es wesentlich einfacher war, Dinge erst bei Bedarf zu erzeugen. Aber die Zweibeiner wollten nicht auf die Zatyssen hören. Sie schufen all ihr Zeugs im Vorhinein. Weil sie voraus- und nicht hinterherdachten. Dumme, dumme Zweibeiner ...

Er fand den Schalter. Er funktionierte nicht.

Sehr wohl aber das daneben befindliche kleine Rad, das er, wie er gelernt hatte, im Notfall betätigen musste. Das daran hängende Sicherheitszeugs protestierte nicht gegen seine Manipulation. Viel, sehr viel musste defekt geworden sein, doch Samtscharf kümmerte sich nicht darum.

Das Tor öffnete sich. Die Kälte kam. Sie war sehr intensiv. Auch die Luft dünnte immer mehr aus. Selbst seine Forschhände krachten und knackten unter den ungewohnten Bedingungen. Samtscharf verschloss alle Atemöffnungen und kroch über das Trümmerfeld, das ihm den Weg versperrte. Zum Glück ließen ihn keine



Michael Marcus Thurner

Der Unlichtplanet

Perry Rhodan: Ara-Toxin 6

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-52391-3

Heyne

Erscheinungstermin: März 2008

Perry Rhodan: Die erfolgreichste Science-Fiction-Serie der Welt exklusiv bei Heyne

Im Halo der Milchstraße stößt Rhodan auf die Welt Sink: Umkreist von Kunstlichtern, rast sie mit halber Lichtgeschwindigkeit durch den Leerraum. Liegt hier die Lösung des Rätsels.

Von den besten und beliebtesten Autoren der PERRY-RHODAN-Heftserie exklusiv für Heyne geschrieben: Die neue, in sich geschlossene Taschenbuchserie PERRY RHODAN: ARA-TOXIN. Ein einzigartiges Science-Fiction-Abenteuer in sechs Bänden über eine Bedrohung, wie es das Universum noch nie zuvor gesehen hat.